

Es liegt ein uralter Fluch auf Delhi, oder sagen wir: ein beharrliches Verhängnis. Wer es nicht glaubt, steht ratlos vor tausend Ruinen. Dreizehnmal ist die Stadt erbaut worden seit 1500 vor Christus, zwölfmal wurde sie zerstört oder aufgegeben, zwölf Herrscher (darunter sieben islamische) sind hier gescheitert oder untergegangen. Es galt daher als Schnapsidee und böses Omen, daß im fernen London 1911 verordnet wurde, den Sitz der Kolonialverwaltung von Kalkutta nach Delhi zu verlegen, ein herausforderndes *New Delhi* gerade dorthin zu bauen, wo die Vergänglichkeit irdischer Macht so ausführlich bezeugt ist. Es hat dem Empire auch keinen Segen gebracht. 1947, nur 16 Jahre nach der Einweihung ihrer für Jahrhunderte angelegten Prunkbauten, mußten die Briten Indien verlassen. Historiker nennen Delhi den „Friedhof der Dynastien“. In seinen Sandsteinpalästen und säulenreichen Bungalows mußte täglich erschauern, wer einem neuen Herrschergeschlecht anzugehören wähnt. Luert die blutige Vergangenheit nicht darauf, sich vor den Gegenwärtigen als Zukunft zu entpuppen?

Die Macht entspringt nach Mao Tse-tung den Läufen der Gewehre. Demokraten bestehen darauf, daß sie den Wahlurnen zu entströmen habe. Sanjay Gandhi, Indiens Kronprinz, sieht diese Angelegenheit etwas subjektiver: Für ihn wird die Frage nach der Machtlegitimation durch die Beschaffenheit seiner Gene beantwortet. Urenkel von Motilal Nehru, dem Patriarchen des Unabhängigkeitskampfes; Enkel von Pandit Jawaharlal Nehru, dem Staatsgründer; Lieblingssohn von Indira Gandhi, der Premierministerin: Mit dieser Erbmasse kann man es in Indien selbst unter demokratischen Verhältnissen recht weit bringen. Ohne die Hemmnisse des Rechtsstaates aber ist dem Aufstieg dieses Frühreifen keine Grenze gesetzt. Einen „Senkrechtstarter“ hat man ihn genannt. Kein guter Vergleich, denn das setzt eigene Schubkraft voraus; eher schon eine jener Versuchsmaschinen, die von einem Mutterflugzeug in die Stratosphäre gehoben und dort ausgeklinkt werden.

Sein Name muß genügen

Schwindelgefühle plagen Sanjay nicht, aber Höhenrausch macht sich bemerkbar. Unlängst, als er wieder einige zehntausend Menschen mit Bulldozern und Polizeiknüppeln aus Old Delhi in ferne Vororte verjagt hatte, nannte er dies „die größte und schnellste Massenumsiedlung der Weltgeschichte in Friedenszeiten“. Da er solche Aktionen als reiner Privatmann leitete, wurde im Kabinett verlegen gehüstelt. Man hat ihn also – schicklicher Weise sollte er doch irgendein Amt bekleiden – zum Vorstandsmitglied der Jugendorganisation der Kongreßpartei ernannt. Die bis dahin ratlose Presse nannte ihn nun dankbar „Kongreßjugendführer“. Nein, nicht gut genug: Der neue Titel wirkte im Vergleich mit Sanjays tatsächlicher Machtstellung so dürftig, daß sein Träger Anweisung gab, man möge ihn nur noch schlicht „Mr. Sanjay Gandhi“ nennen. Der Name muß genügen.

Vom Staatspräsidenten flankiert, nimmt Sanjay in Bombay die Flottenparade ab. Er ist überhaupt viel unterwegs, am liebsten im Sonderflugzeug. Er spricht vor Rotariern und Pfadfindern, vor Handwerkskammern und gleichgeschalteten Gewerkschaftlern, er weilt in Hospitälern und Gefängnissen ein. Gelegentlich erscheint er auch in den Dörfern, in den Slums. Dort befiehlt er dem einfachen Volk, Bäume zu pflanzen und Kondome zu benutzen.

Mr. Sanjay Gandhi wird am 14. Dezember 1976, um 9.27 Uhr morgens, dreißig Jahre alt. Die Hofastrologen wissen schon, was sie dem Jubilär schuldig sind. Ihre Analysen und Prognosen, die den 600 Millionen Indern von der staatlich gelenkten Presse keineswegs vorenthalten werden, zeugen von eiserner Objektivität. Sanjay verfüge über „eine faszinierende Persönlichkeit, gutes Aussehen, Volkstümlichkeit und politische Fortuna“. Da er unter einer einzigartigen Konstellation geboren sei, habe er „das Zeug zum Weltpolitiker“. Indiens höchstes Amt winke ihm „zwischen 1982 und 1985“. Schon ab Februar 1977 allerdings sei ihm „ein Wahlsieg sicher“. (Es wird also doch wieder gewählt werden in Indien, und Sanjay kommt ins Parlament; Staatsgeheimnisse erfährt man in Delhi aus dem Horoskop.) Die neue Sonne werde ihren Zenit „im Alter von 42 Jahren erreichen“. Schon mit 55 aber könnte Sanjay „allen politischen und persönlichen Ambitionen entsagen, um sich fortan dem spirituellen Leben zu widmen“ – trübe Aussicht, doch bis dahin schreibt man das Jahr 2001.

Dieser Frühvollendete ist seit 14 Monaten der mächtigste Mann Indiens; mit Betonung auf Mann, denn das dickere Bündel von Machtfäden liegt natürlich weiterhin in den nervösen Händen der Mama. Aber Indira hat nichts dagegen, daß Sanjay in allem mitredet, mitentscheidet, mitregiert, sich seine ureigensten Befehlsbereiche schafft, sich als der einzige logische Nachfolger vorstellt. Keinem einzigen Kongreßpolitiker ist es gestattet, eine auch nur annähernd vergleichbare Eigenwerbung zu entfachen. Sanjays Domäne ist die Personalpolitik: Kein einflußreicher Posten wird ohne seine Zustimmung vergeben, er veranlaßt (oder ruiniert) Staatskarrieren, und das einzige Qualitätsmerkmal, von dem er sich dabei leiten läßt, ist die bedingungslose Gefolgs-treue.

Seine eigene Qualifikation besteht aus einer dreijährigen Mechanikerlehre bei Rolls Royce in England. Wie der Urgroßvater Motilal, der eine ganze Sammlung davon besaß, ist Sanjay von Automobilen fasziniert. Vergilbte Kindheitsfotos zeigen ihn meist am Steuer von Spielzeugautos, im Garten des Premierministers, wobei Jawaharlal Nehru stolz zu ihm hinunterblickt. Seinen Traum, einen eigenen Kraftwagen zu bauen, soll Sanjay schon im zartesten Alter kundgetan haben. Die riesigen Mengen importierter Spielwagen, mit denen man ihn zu erfreuen suchte, be-



INDIRA GANDHI UND IHR SOHN SANJAY

Photo: UPI

CARLOS WIDMANN

Mutter Gandhi und ihr Kronprinz

Ein Autobastler am Steuer der indischen Nation

deuteten ihm nichts, sofern sie nicht zum Basteln und Tüfteln geeignet waren. Seine Leistungen in den verschiedenen Privatschulen, auf die er geschickt wurde, lagen unter dem Durchschnitt; wohl nicht, weil es ihm an Begabung gefehlt hätte, sondern weil er wußte, daß ein Jüngling seiner Herkunft nicht auf gute Zeugnisse angewiesen ist.

Die Zeitungsbiographien des Kronprinzen sind von diskreter Lückenhaftigkeit. Was Sanjay bei Rolls Royce getrieben hat, bleibt unerwähnt. Britischerseits wird von einer Vorliebe für Rennsportautos berichtet und von einer Neigung zum Fernbleiben vom Arbeitsplatz; auch Eigenbrötlei wurde registriert. Daß er aus England als „Ingenieur“ zurückgekehrt sei, ist eine harmlose Täuschung; *engineer* nennt sich in Indien auch der Mann, der den Eisschrank repariert. 1968, als die Mama schon zwei Jahre als Regierungschefin amtierte, war er wieder in Delhi. Nun konnte er sich daran machen, einen eigenen Wagen zu bauen, ganz nach seinem persönlichen Konzept, ohne daß lästige Fachidioten ihm über die Schulter blickten.

Sanjays Spielzeug

Freunde von damals berichten, er sei nie wieder so glücklich und gelöst gewesen wie in jenen Monaten, in der Pionierzeit. Sanjay hatte drei bescheidene indische Automechaniker als Handwerker engagiert, und mit ihnen bastelte er den ganzen Tag, oft bis tief in die Nacht hinein, in einem kleinen Schuppen. Ein wunderliches Fahrzeug entstand, eine Art vergrößertes Goggomobil der ersten Generation mit abgeflachtem Hinterteil, eine geschrumpte Nissenhütte auf vier winzigen Rädern, eine Spottgeburt aus Blech und Lautstärke. Als Spielzeug eines Erwachsenen, als Hobby-Vehikel, als Jux – gar nicht schlecht, ja sympathisch, von hohem Freizeitwert. Wäre es dabei geblieben, niemand hätte Sanjay die Sache übelgenommen. Das Problematische an seiner Schöpfung war nur, daß er sie partout als Auto betrachtet wissen wollte, als Prototyp eines künftigen Massenerzeugnisses, als die indische Antwort auf den Volkswagen.

Natürlich hätte Indira die Macht besessen, den Unfug zu verhindern. Aber ihre Liebe zu Sanjay machte sie taub gegenüber sachlichen Einwänden; sie meinte, man mißgönne ihrem Kind jeden Erfolg. „Muß ein junger Mann auf die Verwirkli-

chung seiner beruflichen Ideale verzichten, nur weil er das Pech hat, mit der Premierministerin verwandt zu sein?“ fragte sie rhetorisch. Nun, das war nun wirklich nicht der Fall: Der damals 24jährige Sanjay bekam einen Baugrund von 1,2 Millionen Quadratmetern, um sein Steckenpferd zu reiten. Die Fabrikhallen, die er errichten ließ, entsprechen einem stattlichen Industriekonzern. Sie stehen nun schon gute vier Jahre. Über die Gesamtzahl der in diesem Zeitraum fertiggestellten Autos liegen widersprüchliche Angaben vor: 200, behaupten feurige Regierungspropagandisten; 50, konzidiert Sanjay; 18, sagen ausländische Industrielle.

Personenkraftwagen baut Indien schon lange. Den kleinen Fiat 1100, nach dem italienischen Modell der 50er Jahre, und den undefinierbaren, offenbar von einem britischen Fahrzeug der frühen Nachkriegszeit abgeleiteten *Ambassador*. Das sind museale, reparaturanfällige, benzinfressende Automobile, die in Europa auch fabrikneu kaum durch den TÜV kämen. Da in Indien die Gefahr der Übermotorisierung noch nicht akut ist (auf 800 Einwohner kommt ein Privatauto), lag der Gedanke nahe, ein etwas moderneres und erschwinglicheres Fahrzeug zu produzieren. Nach der offiziellen Wirtschaftspolitik der frühen 70er Jahre hätte die Lizenz dazu nur an eine Staatsfirma vergeben werden dürfen. Dennoch fand eine Ausschreibung statt, an der sich Privatunternehmen beteiligen konnten. Und obwohl einige der größten, kapitalkräftigsten und technisch am weitesten fortgeschrittenen Industriekonzerne sich bewarben, wurde die Lizenz an den unbekanntesten Neuling „Maruti GmbH“ vergeben. Generaldirektor: der 24jährige Automechaniker Sanjay Gandhi.

Korruption im Sinne von Schmiergeld war da wohl nicht im Spiel; nur politischer Druck. Aber wo kamen die 20 Millionen Rupien (6 Millionen Mark) Anfangskapital her? Wie konnte eine Firma, die bis dahin nur aus einer gemieteten Garage bestand, 120 Hektar vom begehrtesten Bauland im Industriegürtel um Delhi zu einem Spottpreis erwerben? Als Indien noch Demokratie war, wurden solche Fragen immerhin gestellt, im Parlament fiel das Wort „*Nepotismus*“, die Presse nahm sich des Themas vorsichtig an, auch die Justiz interessierte sich für die Affäre. Die Verhandlung des Ausnahmezustands am 26. Juni letzten Jahres hat allen Untersuchungen ein Ende gemacht. Der Personenkraftwagen *Maruti* („Sohn des Windgottes“) ist einer der Hauptbegünstigten der neuen Ordnung.

Windei, Sohn des Windhundes, kommt gleichwohl nicht vom Fleck. Der Zweitakt-Motor von achteinhalb Pferdestärken schafft es nicht, das „reife Fahrzeug“ (Sanjay) endlich aus dem Morast der Peinlichkeiten herauszuziehen. Wenn wenigstens 50 oder 100 davon in Delhi herumfahren würden, um den Existenzbeweis zu liefern – aber auch dazu reicht es nicht. Um den Skandal erträglicher zu machen, eilten indische Großindustrielle dem Kollegen Sanjay zu Hilfe: Sie lassen in seinen Fabrikhallen Dampfwalzen montieren. Somit hätte Sanjay eine glänzende Gelegenheit, *Maruti* dem Vergessen anheimzugeben; die Zeitungen wären nicht in der Lage, ein verordnetes Schweigen der Pietät zu brechen. Doch nein: Er besteht darauf, ein erfolgreicher Industriekapitän zu sein, er läßt sich weiterhin am Steuer seines Automobils fotografieren, selbstsicher, ganz Henry Ford oder Toni Schmücker. Da zeigt sich, daß er halt doch nicht der realistische Taktiker und Macher ist, den viele in ihm sehen: wie seine Mutter, die nicht begreifen will, daß der Aufstieg ihres Sohnes eine schwere politische Hypothek darstellt, so kann auch Sanjay an seinem liebsten Kind, dem Auto, nicht zweifeln. Er schleppt es mit auf seinem Weg an die Spitze, ein kaputtes Spielzeug unterm Arm, das ihn weiterhin als Dieltanten ausweist.

Der Vater Feroze Gandhi

Daß Sanjay der Sohn der Regierungschefin ist, weiß jeder Inder. Weniger bekannt ist der Umstand, daß er auch einen Vater hatte: den Parsen Feroze Gandhi. Die 25jährige Aristokratin Indira Nehru heiratete 1942 diesen beinahe mittellosen, impulsiven und witzigen jungen Mann, der wegen seiner Religion von orthodoxen Hindus als „Feueranbeter“ verachtet wurde, gegen heftigste Widerstände in der eigenen Familie und in der auch so säkularen Kongreßpartei. Es war wohl die erfreulichste Handlung in Indiras Lebenslauf: eine mutige Liebesheirat. Kein überstürzter Entschluß zwar, aber doch frei von jeder kleinlichen Berechnung, frei von gesellschaftlichem oder politischem Vorteilsdenken.

Die Parsen sind unter Indiens vielen Minderheiten die kleinste und besoderte, wenngleich nicht die beliebteste. In Feroze Gandhi ehelichte Indira (wer hier wen erkort, ist eine überflüssige Frage) einen Vertreter der einzigen Minorität, die sich mit ihrer eigenen, jener der Kaschmir-Brahmanen, vergleichen läßt. Doch während die relativ hellhäutigen „*Pandits*“ sich als Ur-Arier anse-

hen, als die indischsten der Inder, sind die noch helleren Parsen nie das Gefühl losgeworden, Eindringlinge zu sein: Sie kamen vor tausend Jahren aus Persien, auf der Flucht vor dem Islam; sie sind Jünger Zoroasters, Anbeter des Feuers, und sie werfen ihre Toten den Aasgeiern zum Fraße vor. Die Hindus und Moslems von Bombay blicken mit Schauern auf die steinernen „Türme des Schweigens“, wo die abgenagten Knochen der Parsen in der Sonne bleichen.

Die Kaschmir-Brahmanen sehen sich als Herrenvolk an, indes die Parsen es als Außenseiter stets verstanden haben, den jeweils Herrschenden in privilegierter Stellung zu dienen, sich als deren zuverlässigste Verbündete gegenüber den Einheimischen zu bewähren. Besonders die Briten schätzten ihre Hilfe und zeichneten sie mit dem höchsten Vertrauensbeweis aus: Nur Parsen bekamen die begehrte Lizenz zum Verkauf von Schnaps und Feuerwaffen. Die Familie Gandhi – mit dem hinduistischen Mahatma nicht verwandt – siedelte 1914 aus wirtschaftlichen Gründen von Bombay nach Allahabad um: in die Hauptstadt der United Provinces (heute Uttar Pradesh), die gerade begann, das Zentrum der indischen Unabhängigkeitsbewegung zu werden. Feroze war damals zwei Jahre alt, Indira noch nicht geboren.

Eintritt in das Haus Nehru

Was zog den Parsenbuben so unwiderstehlich zum *Anand Bhavan* hin, dem „Haus der Freude“ Motilal Nehrus? Der blendende Reichtum dort dürfte eine Rolle gespielt haben, die beiden Swimming-pools, der Reitstall, die Tennisplätze, die 50 Dienstboten, aber das war alles nicht so wichtig. In den späten zwanziger Jahren konnte einem aufmerksamen und sensiblen Jüngling nicht entgehen, daß im Hause Nehru die künftige Elite Indiens ein und aus ging, und daß die Nehrus dazu bestimmt waren, diese Elite zu repräsentieren, wenn nicht gar zu führen. Instinktiv, und zum Entsetzen seiner Verwandten, zog Feroze Gandhi daraus Konsequenzen; im Grunde sehr parsische Konsequenzen: Die Loyalität seiner Rasse und Religionsgemeinschaft gegenüber den Briten erlosch in ihm, sie schlug in lautstarke Rebellion um, während er in den Nehrus die neuen Herrscher erblickte, denen er in privilegierter Stellung dienen wollte. 1930, nachdem der 18jährige Agitator Feroze Gandhi zum erstenmal ein Gefängnis von innen gesehen hatte, öffneten sich ihm die Pforten des Hauses Nehru.

Dorthin lief, tränenüberströmt, bald auch seine Mutter Rattimal. Mahatma Gandhi war gerade zu Besuch da, und Ferozes Familie hoffte, der Apostel der Gewaltlosigkeit würde ein Machtwort sprechen, den Jüngling dazu bewegen, sich von Straßenkämpfen fernzuhalten. „Er soll doch studieren in seinem Alter, nicht randalieren!“ rief die geplagte Frau. Die Antwort Mahatma Gandhis war bemerkenswert, und er hat sie in ähnlichen Fällen oft wiederholt. „Im unabhängigen Indien“, versprach er, „werden die Wochen, die jemand im Gefängnis verbracht hat, mehr zählen als die Jahre, die er in Klassenzimmern und Hörsälen herumgessen hat“. Mit fuchsischer Schlaueit appellierte der Asket an das Versorgungsdenken des indischen Mittelstands – es werde sich schon auszahlen, das Demonstrieren. Nicht nur Feroze, auch die 13jährige Indira lautete gebannt. Fast ein halbes Jahrhundert später verteidigte sie vor dem Unterhaus in Delhi ihre Qualifikation für das höchste Amt mit dem Hinweis, sie habe „die Schule der Gefängnisse“ absolviert. Indira schaffte es allerdings nur einmal, 1942, sich für ein Semester verhaften zu lassen, und die Gefängnisse waren damals komfortabler als heute, weniger überfüllt. „To court arrest“, eine Festnahme herauszufordern, galt in der *jeunesse dorée* als sportive Mutprobe. Ohne dieses Erlebnis, sagte Indira, „wäre meine politische Laufbahn nicht komplett gewesen“. Jawaharlal, der insgesamt neun Jahre hinter Gittern saß, hat die Märtyrerpose stets verschmäht; er sprach von „erzwingenem Müßiggang“. Tempora mutantur: 1976 braucht sich in Indien niemand anzustrengen, um ins Gefängnis zu kommen; es geht ohne Demonstrationen, ein Hinweis des Geheimdienstes genügt; und man wird von den Zeitungen nicht als Held gefeiert, sondern totgeschwiegen.

Feroze Gandhi gehörte im Hause Nehru bald zum Inventar. Sein steter Drang, sich nützlich zu machen, konzentrierte sich zunächst auf das hilfloseste Mitglied der Familie, auf die schwer lungenkranke Kamala Nehru. Jawaharlals Frau, Indiras Mutter, entstammte einer in hinduistischer Tradition verwurzelter Familie, sie hatte sich dem westlichen, in ihren Augen frivolen Lebensstil des Nehru-Klans nicht anpassen können oder wollen, sie wurde wegen ihrer Aussprache des Englischen und wegen ihrer Tischmanieren etwas pietätlos angepöbeln. Der junge Feroze jedoch widmete der nur 13 Jahre älteren Frau Nehru seine ganze Hingabe. Eine Schwester Jawaharlals bezeichnete das Verhältnis zwischen den beiden als „platonisch-sentimental, wie zwischen Dante und Beatrice“. Wenn Kamala ausging, folgte ihr stets Feroze mit dem Picknick-Korb, und als die übrigen Familienmitglieder begannen, die Tuberkulose wegen der vermuteten Ansteckungsgefahr zu meiden, war Feroze oft wochenlang ihre einzige Gesellschaft. Er aß mit ihr, diente ihr, ja scheute sich auch nicht, eigenhändig Kamalas Spucknapf auszuwaschen – eine Verrichtung, die selbst von den Dienstboten der untersten Kaste nur mit unverhülltem Widerwillen ausgeführt wurde.

Gegenüber Indira zeigte Feroze sich zurückhaltender, was ihn 1933 nicht hinderte, der gerade 16jährigen einen Heiratsantrag zu machen (den er im Lauf der nächsten neun Jahre noch oft wiederholte). Indira muß das für sich behalten haben, denn die Familie hatte nichts dagegen, daß Feroze sich um sie kümmerte, ihr als Flügeladjutant und Reismarschall diene. In den Büchereien von Oxford, in den Theatern des West End, in den Restaurants von Soho, auf Versammlungen der Labour Party, in den Skihütten der

FORTSETZUNG NÄCHSTE SEITE

Mutter Gandhi und ihr Kronprinz

FORTSETZUNG

Schweiz: Feroze war immer dabei, er gehörte so sehr zu Indiras Entourage, daß seine Anwesenheit gleichsam unbemerkt blieb. Die Familie Nehru fiel aus allen Wolken, als Indira 1941 ihren Wunsch kundtat, Feroze zu heiraten. Es war ein Schock, auch für die Parsenfamilie Gandhi, die das alles als Vermessenheit empfand, als hätte ihr Sprößling um die Hand einer Märchenprinzessin angehalten. Indira indes ließ nicht locker, und als orthodoxe Hindus zu protestieren begannen, da merkte Jawaharlal Nehru, daß er mit dieser Ehe einen Beweis seines Mangels an religiösen Vorurteilen liefern konnte - vor allem gegenüber den Moslems, die Indien spalten und sich ihr „Pakistan“ schaffen wollten. Er gab seinen Segen, und am 26. März 1942 wurde geheiratet, in großem Stil.

Nicht einfach, Ehemann Indiras, Schwiegersohn Nehrus zu sein, ohne die eigene Identität zu verlieren. Feroze bestand darauf, nicht ins Anand Bhavan einzuziehen. Der Titel „Schwiegersohn der Nation“ schmeckte ihm nicht. Er mietete ein Häuschen, versuchte, als Versicherungsvertreter etwas eigenes Geld zu verdienen, ohne Erfolg. Mit dem Ende des Weltkriegs und dem Sieg der Labour Party war die Unabhängigkeit Indiens in greifbare Nähe gerückt; Jawaharlal zog nach Delhi, um eine Verfassungsgebende Versammlung vorzubereiten. In euphorischer Stimmung verschaffte er dem schwer unterzubringenden Ehemann seiner Tochter noch schnell einen Job: Feroze Gandhi wurde Geschäftsführer des Parteiblattes *National Herald* in Lucknow, und Indira zog mit ihm dorthin.

Indira kehrt nach Delhi zurück

Wann genau die Ehe zerfiel, ist eine müßige Frage. Hausfrau in Lucknow, tief in der Provinz - das war nicht für Indira. Auch dachte Feroze gar nicht daran, einer Frau ihrer Herkunft etwa politische Betätigung zu untersagen. „In allem, was ich tue, bin ich sehr leidenschaftlich“, erklärte Indira viele Jahre später, „und Feroze muß sich davor gefürchtet haben, diese ganze Leidenschaft auf seine Person konzentriert zu sehen. Er wollte, daß ich mich mit anderen Dingen beschäftige.“ Gut möglich, aber was Feroze wohl nicht gewollt hatte war, daß seine Frau ihn einfach sitzenließ. Indira zog 1948 mit ihren beiden Söhnen nach Delhi, in die Residenz ihres seit einem Jahrzehnt verwitweten Vaters, des Premierministers der Indischen Union, übernahm den Haushalt, widmete sich dem Vater, den hohen Gästen, den kleinen Söhnen. Manchmal fuhr sie mit den Kindern nach Lucknow, um Feroze zu besuchen, aber diese Reisen wurden seltener. Wenn Feroze die Ehe retten wollte, mußte er nach Delhi umziehen. Er bewarb sich um den Unterhaussitz des Wahlkreises Rae Bareilly in Uttar Pradesh und gewann ihn. (Das ist inzwischen Indiras Wahlkreis; hier hat sich die Premierministerin - wie das Oberlandesgericht von Allahabad 1975 entschied - bei den Unterhauswahlen von 1971 „korrupter Praktiken“ bedient.) 1952 konnte er nach Delhi ziehen - direkt in die Residenz des Premierministers, wo Indira und die Kinder eine ausgedehnte Zimmerflucht bewohnten.

Er hat es dort, im engsten Machtkreis, nicht lang ausgehalten. Die staatsmännischen Gespräche mit hohen Gästen erschienen Feroze fürchtbar langweilig. Der Lebensstil, gemessen an der indischen Armut, kam ihm befremdlich vor; er meinte, eine immer tiefere Kluft zwischen den Regierenden und den Massen zu erkennen. Obendrein fühlte er sich von Indira, die immer mehr am Vater hing, ausgesperrt und erniedrigt. Bald zog er aus, unter den hochgezogenen Augenbrauen der Society von Delhi, und wohnte fortan ganz in der Nähe, in einem der bescheidenen Regierungsappartements, die den Abgeordneten zu stehen.

Kein idealer Schwiegersohn, fürwahr, Der Parse diente plötzlich nicht mehr, sondern stänke: Feroze wurde zum prominentesten „muckraker“ im Parlament, der mit peinlichen Dossiers aufwartete und die korruptionsträchtige Verfilzung zwischen den indischen Industriekonzernen, der Regierung und der Kongreßpartei bloßlegte. Eine seiner Enthüllungen führte zur gerichtlichen Untersuchung gegen Finanzminister Krishnamachari - gegen einen der mächtigsten Männer Indiens und engen Vertrauten Nehrus. Krishnamachari mußte zurücktreten: für Nehru eine spektakuläre innenpolitische Niederlage, die um so bitterer war, als sie auf das Betreiben seines Schwiegersohnes zurückging. Die beißenden Bemerkungen Ferozes verschonten selbst die Person des Premierministers nicht mehr, und auch nicht Indira. Es hätte noch zu vielen Skandalen kommen können, wäre Feroze nicht 1960 - erst 48 Jahre alt - einem Herzinfarkt erlegen.

Sanjay Gandhi war 14, als sein Vater starb. Daß er Feroze liebte, steht fest. Sie waren beide Bastler und Tüftler, und Feroze hatte großes Geschick im Reparieren kaputter Spielzeuge. Die Entfremdung zwischen Indira und Feroze wurde gerade in den Jahren am deutlichsten, in denen jeder Bub normalerweise beginnt, sich von der Mutter ein bißchen loszusagen und die Kumpanei mit dem Vater - falls sie ihm geboten wird - zu bevorzugen.

Für Amateur-Psychologen ist klar, warum Sanjay seit jeher machen darf, was er will; warum Indira es nicht wagt, ihn zu zügeln; warum der Sohn mehr Macht über die Mutter hat als umgekehrt: Er spielt mir ihren Schulgefühlen, er packt sie - als echter oder nur vortäuschender Rächer seines verstorbenen Vaters - an den wunden, schmerzlichen Stellen ihrer Biographie. Das klingt etwas zu simpel, aber es muß nicht falsch sein. Aus Safdarjung Road, der Residenz der Premierministerin, dringen (trotz des Schweigegebots, das im Ausnahmezustand über alle Beamten verhängt wurde) allerlei Geschichten; es geht dort recht ungemütlich zu, es geht schneidende Wortwechsel, zugeschlagene Türen, schluchzende Versöhnungen, ja sogar Ohrfeigen, und über dem kalten Geschäft der Macht zuckte das Wetterleuchten der Hysterie.

Es ist ein bißchen eng in Safdarjung Road. Mutter Gandhi lebt hier, und da sie aus Sicherheitsgründen nicht mehr so gern ins eigentliche Regierungsgebäude fährt, amtiert sie am liebsten zu Hause. Dazu braucht sie das „Küchenkabinett“ um sich: jene sechs oder sieben Männer, die - abseits vom wirklichen Kabinett, das nur noch selten zusammenkommt - für Indira alle Hierarchien durchbrechen. Bansi Lal ist darunter, der im Offizierskorps umstrittene Verteidigungsminister: Als Chef der Landesregierung von Haryana hatte er Sanjay geholfen, die unfruchtbare Autofabrik zu gebären; er ist Sanjays liebster Spezi, ihm verdankt er sein Ministeramt. Und natürlich Mohammed Yunus, Indiras Sonderbotschafter, mit dessen Sohn Sanjay befreundet ist; er ist der schrille Lautsprecher des Regimes, er sorgt dafür, daß die Medien spüren.

Dazu Sanjay persönlich, der immer mehr im Mittelpunkt steht. Seitdem er eine ehemalige Schönheitskönigin heiratete, zog auch diese in Safdarjung Road ein. Menaka heißt sie, erst 20 Jahre alt, und doch entwickelt sie schon - von der Atmosphäre des Hauses angesteckt - ihre Ambitionen: Menaka wird demnächst Herausgeberin eines neuen Magazins, das viel Geld verschlingen wird; man sucht noch freiwillige edle Spender unter den Großindustriellen. Weitere Bewohner: Sanjays unpolitischer Bruder Rajiv, dessen blonde italienische Frau, und deren kleine Kinder.

„Wie am Hof der Mogulenkaiser“ gehe es hier zu, sagen Regimekritiker. Eine böswillige Vereinfachung, gewiß; auf nichts reagiert die Familie empfindlicher als auf diesen Vorwurf: Weil er unzutreffend ist, oder weil er die Erinnerung an das unglückselige Schicksal so vieler Herrscher Indiens wachruft, gerade hier in Delhi, dem „Friedhof der Dynastien“? Man ist nicht frei von Aberglauben in Safdarjung Road. Neuerdings verkehrt hier als Glücksbringer ein heiliger Mann, ein bärtiger Guru, der schulterfreie Gewänder trägt und einen klimatisierten Straßenkreuzer fährt.

ALF POSS

Eine Brustschwimmerin zieht ihre Bahnen

Aufenthalt in einer amerikanischen Dichterschule

Alljährlich laden der amerikanische Lyriker Paul Engle und die Universität von Iowa etwa zwanzig Schriftsteller aus aller Welt zur Teilnahme am International Writing Program nach Iowa City ein. Deutsche Gäste waren bisher Nicolas Born, Hans Christoph Buch und der in München lebende Alf Poss; wir baten ihn, von seinen Erlebnissen zu berichten.

Auf dem Flughafen von Chicago sagt ein schwarzer Zöllner, während er in meinen Papieren blättert: „Sie fliegen weiter nach Iowa City. Ein nettes Städtchen. Ich kenne es. Ein friedlicher Ort.“ Er lächelt.

Ich habe noch eine Stunde Aufenthalt, schleppe meinen Überseekoffer ins Freie, betrachte die Abendsonne am Horizont, werde von hin- und herellenden Flugpassagieren mitgerissen und erwache vor dem Busen einer Bardame, die seit Jahren Eiswürfel in Gläser füllt und Geschichten erzählt. „Your Scotch, honey“, sagt sie, stellt ein Glas Whisky vor meine Nase und greift nach dem Dollarschein, den ich in meiner Hand halte. Sie habe, erzählt sie, die ganze Nacht mit irren Typen getanz und sei jetzt völlig aufgedreht. „Well“, sagt John Wayne, der neben mir sitzt. Er kramt seine Hemdsärmel hoch, schiebt den Cowboyhut in seinen Nacken, hebt mit beiden Händen einen Barhocker in die Luft, wirft ihn in eine Spiegelwand und verschwindet.

Über Lautsprecher wird mein Flug ausgerufen. An einem Zeitungsstand kaufe ich ein paar Lokblätter, setze mich in die hellrote Maschine der American Airlines und lande auf einem kleinen Flugplatz in der Nähe von Iowa City. Von dem tropischen Klima dieser Gegend überrascht, sinke ich auf der Gangway einer Stewardess in die Arme.

Langsam schiebt ein Assistent der Universität von Iowa meinen Überseekoffer auf einem kleinen Gepäckwagen in das Foyer eines weitläufigen Penthouses. Flipperautomaten rattern und klingeln, Billardkugeln prallen aufeinander. Die ausgefransten Jeansbeine, die über der Rezeption hängen, gehören einem Kaugummi kauenden „Moby-Dick“-Leser, der seine Lektüre unterbricht und mir einen Schlüsselbund wirft, während im Nebenraum Schüsse fallen - wiedernde Pferde im Galopp, quallige Schreie eines Mannes, Stille, Harasse, und dann eine sanfte Stimme, so sanft, ich fahre mit dem Lift in die fünfte Etage, mache mich in meinem Appartement mit der air condition vertraut, öffne den Überseekoffer, dasche, lege mich auf das breite Bett, verschränke die Hände hinter meinem Kopf und schaue zur Decke. Im Mittelalter wars nicht besser. Jemand klopft an die Tür. Ich öffne. Vor mir steht ein dunkelhäutiger Mann mit krausem schwarzen Haar. Er sagt, er heiße Geraldo César Hurtado, komme aus Costa Rica und wolle mir Gedichte vorlesen. Ohne Umschweife setzt er sich in einen Sessel, sagt, Ezra Pound sei ein Genie, aber auch er sei ein Genie und liebt aus einem abgegriffenen Bändchen. Ich verstehe ihn kaum.

Wir gehen zusammen eine bewaldete Anhöhe hoch in Windungen. Geraldo redet ununterbrochen, schlägt mir auf die Schultern, lacht über-

schwenglich und reibt sich die Hände. Der Mond scheint. Wir nähern uns dem beleuchteten Haus von Paul Engle, der die zwanzig Dichter, die an diesem warmen Sommerabend aus zwanzig verschiedenen Ländern in Iowa City eingetroffen sind, zu einem Empfang geladen hat. Der Gastgeber drückt die von der Reise übermüdeten Dichter an seine Brust, erzählt Anekdotisches aus aller Welt, wirft die Arme in die Luft, wischt sich mit dem Handrücken den Schweiß von der Stirn, prostet seinen Gästen zu und macht sie immer wieder auf das reichhaltige Buffet-Dinner aufmerksam. Akhadiat, ein Dichter und Stückeschreiber aus Indonesien, tanzt und singt Folkloristische. Engle und seine aus China stammende Frau klatschen in die Hände. Der Grieche zieht sich auf die Terrasse zurück. Dem Bretonen schmeckt's. Der Argentinier spielt Gitarre, und Ikuko, eine Dichterin aus Japan, macht, ganz in Weiß gekleidet, einen Kopfstand, während der Shakespeare-Übersetzer aus Polen sich die Haare rauft, weil er mit der Umgangssprache Schwierigkeiten hat. Auf der Suche nach einer Toilette verriere ich mich in dem weitläufigen Haus, renne offene Türen ein, stolpere über Bücherstapel und chinesische Kunstgegenstände und komme auf der Terrasse unter einem Gartentisch mit dem Dichter aus Bombay ins Gespräch. Wir unterhalten uns über den nahenden Zusammenbruch der Welt, betrachten den Iowa River im Tal, in dem der Ungar schwimmt, und wundern uns, wie es weitergehen soll. Grillen zirpen. Der Grieche reicht uns eine Schale mit Früchten.

Robert Penn Warren, Tennessee Williams, Philip Roth, Verlin Cassill, William Price Fox und Flannery O'Connor waren den von Paul Engle Mitte der dreißiger Jahre an der Universität von Iowa in Iowa City gegründeten Writers Workshop, eine Art Dichterschule besucht. Paul Engle, eine Mischung aus Walter Jens und Bob Hope, Sammler von chinesischer Kunst und deutschen Bierkrügen, ist selbst ein angesehener Dichter in den USA. Zusammen mit seiner Frau Hualing Nieh, die mehrere Bücher geschrieben, Faulkner, Henry James und Scott Fitzgerald ins Chinesische übersetzt hat, gründete Engle Ende der sechziger Jahre, nachdem er den Writers Workshop einem anderen Professor der Universität anvertraut hatte, das International Writing Program.

Ich sitze in der sonnigen Küche meines Appartements beim Frühstück. Das Telefon klingelt. Geraldo César Hurtado möchte mir Gedichte vorlesen. Wir fahren mit dem Bus in die Stadt, kaufen Schilddrüsen, Badehosen und Schallplatten, essen in einem Drugstore Cheeseburger und trinken Cola, suchen die Bibliothek auf, blättern in Büchern, legen uns am Iowa River in die Sonne, rauchen und betrachten die Studentinnen und Studenten in zerschlissenen Jeans, T-shirts und Turnschuhen, die ihre Bücher und Ringhefte unter dem Arm auf dem gepflegten Campus der Universität umhertragen.

In der Lounge des Penthouses, einem großen Gesellschaftsraum, der durch eine Glaswand vom Hallenbad getrennt ist, hängen die Poeten am späten Nachmittag in dicken Klubsesseln. Der

Bretoner spricht über französische Poesie außerhalb Frankreichs. Interessierte Gäste dieser Turnus-Veranstaltung sind Studenten, Übersetzer und Professoren der Universität. Die Einführung hält Engle, während im Hallenbad eine Brustschwimmerin ihre Bahnen zieht. Der Bulgare reicht mir ein Glas Sherry.

Blauer Himmel, wolkenlos. Ein Indian Summer. Auf den Living History Farms in der Nähe von Iowas Hauptstadt Des Moines leben junge Leute wie ihre vor hundert Jahren eingewanderten Vorfahren. Ich schaue dem barfüßigen Töpfer bei seinem Handwerk zu, und sehe wie altmodisch gekleidete Amerikanerinnen Teig anrühren und im offenen Holzofen zu Brot backen. Ich brauche und trinke Scotch mit einer beschwipsten Verlegerin, die die Poeten zu einem Dinner eingeladen hat, nehme an einem Science-fiction-Seminar teil, tanze für eine Filmstudentin Tango, höre Anthony Burgess vor einem großen Auditorium über Pornographie sprechen, taumle von einem sinnlosen Augenblick zum anderen, komme in einem Poetik-Seminar plötzlich zu Bewußtsein, esse Popcorn, sehe in einer Studentenaufführung Dürrenmatts „Meteor“, sehe den Film „Nashville“ und das Puppet Theatre und gerate versehentlich in einen katholischen Gottesdienst, in dem der Priester wie ein Showmaster auftritt und seine Gläubigen auffordert, sich gegenseitig vorzustellen. „My name is Joanne“, sagt ein Mädchen neben mir und umarmt mich, „peace be with you.“

Die Bäume verfärben sich. Am oberen Mississippi picknicken die Dichter in einem Wald vor dem Sommerhaus des Senators von Iowa. Hühnerkeulen, frisches Weißbrot und California Wein in Pappbechern werden herumgereicht. Ameisen kommen. In seinem Sommerhaus zeigt der Senator beim Kaffeetrinken vergilbte Familienfotos und spricht über die Geschichte der Vereinigten Staaten. Die Kameras der Pressephotographen klicken, während die Leibwächter des Gastgebers in einem Nebenraum Billard spielen.

In St. Louis höre ich ein Symphoniekonzert, in der alten Stadt von Chicago besuche ich zusammen mit dem Ungarn und Ikuko, der Dichterin aus Japan, eine Stripsteaibar, im Hancher Auditorium, dem kulturellen Zentrum von Iowa City, sehe ich „Prometheus“, The Poem of Fire, eine Multi-Media-Aufführung, und in der Sauna des Penthouses fordert mich der Bulgare auf, ihm seinen Rücken zu massieren. Ich höre den farbigen Dichter aus Kenia Gedichte lesen, höre den Dichter aus Mexiko Gedichte lesen, höre alle Dichter Gedichte lesen, lasse mich im Fernsehen interviewen, packe meinen Überseekoffer, verschicke ihn nach New York, stelle mir Paul Engle als Friedensnobelpreisträger vor und gehe mit leichtem Gepäck auf Reisen.

In Colorado Springs sitze ich nachts bei Freunden in einem warmen sprudelnden Massagebad im Freien und wälze mich im Schnee. Im sonnigen San Francisco wohne ich in einer Hippie-kommune, esse zum Frühstück mexikanische Tacos und hänge aus Cable Cars. Mein Flugzeug verpasse ich in Los Angeles. In San Antonio gerate ich in einer Spelunke unter freundliche Gastgeber. Bei Pat O'Briens in New Orleans höre ich Jazz, esse frische Austern und trinke Sekt. In New York fahre ich in einem gelben Taxi nach Harlem, begrüße Rosa von Braunheim in einer Farbigenshow, sehe „Equus“ in einem Off-Broadway-Theater, sehe in der 72. Straße einen Matrosen aus einer Bar fliegen, sehe offene Messer blitzen und erwache auf einem Fest mit Andy Warhols Freunden.

„Schönes Land“ heißt Iowa. Die Indianer haben diesem Staat im Mittelwesten der USA den Namen gegeben. Natürlich hat man auch hier zwischen Mississippi und Missouri manchmal die Nase voll. Aber schön ist das Land wirklich: Kornfelder, einsame Farmen, viel Sonne, Seen, bunte Wälder, freundliche Leute und von Zeit zu Zeit „a pipeful grass“. Was will man mehr? „Ein gesundes Asyl“, sagt ein New Yorker Dichter, der sich in Iowa niedergelassen hat. „Ich wäre ausgeflippt, wenn ich an der Ostküste geblieben wäre.“

Blick in Zeitschriften Einübung ins Neochinesische

VON IVO FRENZEL

Die literarische Szene scheint bei uns nicht genügend herzugeben, um ständig aktuell zu sein. Die Fülle belletristischer Neuerscheinungen auf der Buchmesse und die wenigen dicken Literaturbeilagen, die sich die größeren Tageszeitungen aus diesem Anlaß leisten, lassen diesen Sachverhalt zwar momentan vergessen. Tatsächlich aber haben wir in der Bundesrepublik längst keine unabhängige, rein literarische Monatszeitschrift mehr, die die Entwicklung unserer Literatur kritisch sichtigend und kommentierend begleitet, die mit Neuem bekanntmacht und Altes wiederentdeckt. Die ehrwürdige *Neue Rundschau* z. B. hat sich nach dem Kriege nie wieder vom Status der Vierteljahrsschrift lösen können, die anspruchsvollen, leider viel zu sehr im verborgenen gehedenden *Akzente* erscheinen allenfalls zweimonatlich. Mangelnde Ereignisse, mangelnde Aktualität, mangelndes Publikumsinteresse? Oder vielleicht mangelnde Phantasie von Herausgebern und mangelnde Risikobereitschaft von Verlegern? Es mag manche Gründe dafür geben. In den Monatschriften dominiert jedenfalls seit langem der politische oder weltanschaulich orientierte Essay.

Im täglichen Gebrauch hat das gesprochene oder geschriebene Wort außerdem etwas von seiner Bedeutung verloren. „Wer sich aufmerksam an Bahnhöfen und Flughäfen, in Zügen oder auf Spiel- und Sportplätzen, in unseren Städten un-

sieht, kann feststellen, daß die Zahl der ‚Bildsymbole‘ täglich zunimmt, durch die Weisungen und Hinweise, Ge- oder Verbote mitgeteilt werden.“ Diese Beobachtung nimmt Peter Antes in den *Frankfurter Heften* (9/76) zum Anlaß, über „Bildsymbole zur Verständigung in Europa“ nachzudenken. Das Entstehen dieser neuen Bildersprache, die den schriftlichen Ausdruck in einer Nationalsprache entbehren kann, wird von uns meist nur unbewußt registriert. Begreift man den Prozeß der im Alltag um sich greifenden internationalen Symbolsprache aber als einen einheitlichen Vorgang, um sich - in der Geschichte des Abendlandes einmalig - über sprachliche Grenzen hinweg verständigen zu können (ohne eine neue Sprache lernen zu müssen), so kann man wohl - wenn überhaupt - nur an eine historische Parallele denken: die Entwicklung der chinesischen Schrift. Deswegen nennt Antes diese neue Bildsprache in seinem Aufsatz das „Neochinesische“. Bisher gibt es vielleicht schon einige hundert solcher Piktogramme, wie zum Beispiel die durchgestrichene brennende Zigarette als Hinweis auf ein Rauchverbot. Antes bemerkt, daß das Neochinesische jedoch lediglich Ideen vermittelt, die es bei weiterer Entwicklung zu telegraphischen Sätzen zusammenzufassen gelte. Eine weitergehende aktive Verwendung dieser Bildersprache sollte man nicht für absurd halten. Antes will diesen Gedanken keineswegs propagieren, sondern

doch scheint es ihm an der Zeit zu sein, „diesen Prozeß zu reflektieren, da er sich gegenwärtig in unserer Mitte vollzieht“.

Weniger pittoresk, aber von desto größerer Aktualität ist in derselben Ausgabe der *Frankfurter Hefte* eine Betrachtung von Ossip K. Flechtheim zum Thema „Humansierung und Menschenrechte“. Exakt am historischen Material arbeitend weist Flechtheim nach, daß die universalen Menschenrechtskataloge durchweg viel progressiver sind als die vergleichbaren Erklärungen in den nationalstaatlichen Verfassungen. Die Erinnerung daran, daß die Freiheit seit der bürgerlichen Revolution von 1789 als Drillingschwester der Gleichheit und der Brüderlichkeit galt, gibt einen Hinweis, daß Freiheit und Sozialismus nicht unbedingt einen Gegensatz bilden müssen. Wenn man Flechtheims vorzüglichen Artikel liest, wird einem klar, wie viele gute Argumente im Wahlkampf verschenkt wurden.

Das Thema „Sozialismus und/oder Freiheit“ wird ausführlich in einer Doppelnummer der *europäischen Ideen* (Heft 24/25) behandelt. Der Herausgeber Andreas W. Mytze hat Stellungnahme von Wissenschaftlern, Schriftstellern und Politikern gesammelt. Die starke Beteiligung an dieser Diskussion verrät die anhaltende Reizwirkung der christdemokratischen Wahlkampfpolemik. Das vorliegende Heft der im Buchhandel immer noch schwer erhältlichen Zeitschrift (*Vertriebsanschrift: europäische Ideen*, Berlin 37, Postfach 246) ist ein Zeitdokument ersten Ranges. Rund fünfzig Autoren geben Auskunft, worüber wir im Sommer 1976 gestritten haben: u. a. Gabriel Laub und Ota Filip, Axel Eggebrecht, Heinrich Böll, Klaus Schütz, Alfred Kantorowicz, Jean Améry und Gerhard Zwerenz. Aber auch Helmut Kohl und Kurt H. Biedenkopf, Erwin K. Scheuch und Ernst Topitsch. Stellvertretend für viele eindrucksvolle Passagen sei hier eine besonders klug differenzierende und deshalb besonders unbedeutende Stimme zitiert:

„Das stärkste Argument gegen den Sozialismus im Westen ist die fehlende politische und persönliche Freiheit in der UdSSR und in den sogenannten Volksdemokratien... Wer die herrschenden Zustände in der UdSSR, der VR China und Osteuropa verteidigt, verniedlicht oder entschuldigt, ist der beste Helfer der kapitalistischen Propaganda, die Sozialismus mit Unfreiheit gleichsetzt.“

Diese Zeilen stammen von dem in Brüssel lebenden Trotzlisten Ernest Mandel, der nicht in die Bundesrepublik einreisen darf. Dagegen Biedenkopf:

„Für uns besteht... Freiheit auch in der Privatsphäre, in die kein gesellschaftliches Interesse hineinreichen und hineinbestimmen kann. Insofern muß der Bürger von staatlicher und gesellschaftlicher Bevormundung frei sein. Dem Sozialismus ist diese personale Freiheit fremd.“

Die Diskussion, sofern sie sich ernst zu nehmender Argumente bedient, wird linke wie konservative Intellektuelle auch noch nach dem Wahlsonntag beschäftigen. Sie hat ja auch bereits eine lange Tradition. 1919 z. B. schrieb Eugen Ortner in einer Flugschrift „Die Intellektuellen und der Sozialismus“: „Der Geist bedarf der Freiheit, der Sozialist kann zuerst nur Gleichheit geben. Auch er wünscht Zwanglosigkeit, aber zuerst fordert er Verpflichtung... besonders zur Arbeit.“ Hans G. Helms teilt diese Quelle in einem Aufsatz mit, der unter dem Titel „Studien zur Theorie und Praxis der operativen Literatur“ in Heft 2/76 der *protokolle* nachzulesen ist. Helms setzt sich darin u. a. mit der für die Intellektuellen erschreckenden Forderung der Sozialisten auseinander, geistige Arbeit den gleichen sozialen Normen zu unterwerfen, wie sie für körperliche Arbeit schon stets gefordert worden sind. Das Thema sollte auch Eingang finden in die weiteren Hefte von *L 76*, die neue, von Heinrich Böll, Günter Grass und Carola Stern herausgegebene kulturpolitische Zeitschrift, die sich dem Programm eines freiheitlichen Sozialismus verschrieben hat und deren erstes Heft jetzt von der Europäischen Verlagsanstalt zur Buchmesse ausgeliefert wurde. (Vgl. *SZ* Nr. 215 vom 16. 9. 1976.)

Im übrigen bieten die *protokolle* auf über 280 Seiten neue literarische Arbeiten u. a. von Friederike Mayröcker, Alfred Schmeller, Peter Handke, Herbert Gampel, Leo Navratil und Michael Krüger. Ein dickes Heft, das ein breites Spektrum artistifizierter Literatur spiegelt, freilich ohne daß sich darin literarische Höhepunkte ausmachen ließen.

Die von Heinz Ludwig Arnold herausgegebene Literaturzeitschrift *text und kritik* nimmt seit jeher eine Sonderstellung ein, weil jedes ihrer Hefte einem einzelnen Schriftsteller gewidmet ist. Das neueste behandelt Peter Handke, dessen internationaler literarischer Ruhm nun gerade ein Jahrzehnt alt ist. Das Heft sucht dem Entwick-

lungsprozeß Handkes auf die Spur zu kommen. Ein im vergangenen Jahr mit Handke in Paris geführtes Gespräch bleibt weithin unscharf: Der Autor gibt sich in seiner Selbstdarstellung nicht preis. Die analytischen Aufsätze von Gustav Zürcher, Michael Buselmeier und Uwe Schultz über Handkes Gedichte, Prosa und Theaterstücke fördern da mehr zu zutage. Rolf Michaelis untersucht die Rezeption Handkes in der Literaturkritik seit 1968, und im Anhang haben Harald Müller und Winfried Hönes eine umfangreiche Bibliographie erstellt, die auch die neuere Sekundärliteratur berücksichtigt.

Sehr im Gegensatz zu den feinnervigen Texten der meist österreichischen Autoren in den *protokollen* und in den diffizilen Überlegungen, die bei jeder Beschäftigung mit dem Grazer Peter Handke zwangsläufig sind, steht der Realismus der Autoren, die in der noch jungen Berliner Literaturzeitschrift *Litfass* schreiben. In dem jetzt vorliegenden vierten Heft (9/76) sind neben Gedichten von Sarah Kirsch, (kleinen Prosatücken von Günter Kunert und Robert Wolfgang Schnell und einer Betrachtung über die „Berliner Malerpoeten“ von Aldona Gustas die „Schreiberfahrten“ von Ingeborg Drewitz nachlesenswert. (Drewitz: „Was ist Realität? Und was ist Realismus? ... Leben in einer Stadt mit der annähernd höchsten Selbstmordrate nicht nur des Landes, zu dem sie nicht ganz gehört, einer Stadt voller Resignation und Anstrengungen, Berlin West 1976.“)

Daß Realismus noch ganz anders sein kann, zeigen drei Beiträge im September-Heft des *Merkur*. Peter Bender gibt köstlich hintergründige „Lektionen des polnischen Feuilletons“, deren philosophische Weisheiten das Leben voller Resignation und Anstrengungen sicher erträglicher machen, Heinrich Vormweg entwirft ein Bild des imaginären, aber doch auf ganz realen Einsichten beruhenden Universums im Werk des Science-fiction-Autors Stanislaw Lem, und Birgit Meyer entlockt Lem in einem Interview folgende bemerkenswerte Selbstdarstellung:

„Ich bin liberal. Im Allgemeinen glaube ich an den Sozialismus. Leider versteht man unter diesem Begriff so verschiedene Sachen... Die ungleiche Verteilung der Rohstoffe und die Begrenztheit des Erdballs können die Klassiker des Marxismus und die Moralisten des Sozialismus nicht lösen. Für mich gibt es hier ausschließlich Fragezeichen.“